

# Der Dorfbann [Fortsetzung]

Autor(en): **Auer, Grethe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 49

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646532>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49  
XXI. Jahrgang  
1931

Bern,  
5. Dezember  
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

## Abend.

Von J. G. Sijcher.

Endet schon des Tages Leben  
Und sein ganzes Glück?  
Töne und Gestalten schweben  
In sich selbst zurück.

Zwischen Wachen, zwischen Träumen  
Trinkt die Seele schon,  
Zugewendet andern Räumen,  
Leisen Harfentönen.

Breite nun, du sternenschöne,  
Atemstille Nacht,  
Deine Schleier und verfühne,  
Wo ein Leiden wacht.

## Der Dorfban.

Erzählung von Grethe Auer.

2

Bei diesen Worten wurde der Xaver gleich wieder kirschrot, aber er sagte nur: „Hergott, Lina!“ und drehte sich um. Lina merkte wohl, daß er lichterloh brannte, bei ihr stand es nicht so gefährlich, doch ging es ihr nicht aus dem Sinn, daß dieser kühne und findige Mann auf irgendeiner Farm versimpeln sollte mit der Babett und ihren gehäkelten Tischdecken. Deshalb schürte sie seine Flamme und hatte nicht das leiseste Gefühl von Unrecht dabei. Andererseits gefiel ihr auch der Christen immer weniger, der steckte viel fester in seinem knorrigen Bauertum, als sie gedacht hatte, und nach ein paar Tagen mußte sie sehen, daß sie an dem nichts würde dreheln und drehen können. Er ging so selbstverständlich seinen ehrsamem Weg, neben dem eine Frau nichts zu sagen hat, außerdem war er verschlossen und ließ Weiber nicht gern ins Geschäft gucken. „Der braucht mich ja gar nicht“, sagte sich Lina, die sich ihres eigenen Wertes völlig bewußt war und gern ihr letztes Können erprobt hätte. So kam es ihr ganz gelegen, daß die Hochzeit um acht Tage verschoben werden mußte, weil der Christen noch schnell einmal einer Säemaschine nachreisen mußte, die auf irgendeiner Musterfarm zur Vorführung gelangte. In diesen acht Tagen wurde sie mit dem Xaver einig, ja, sie verliebte sich selbst ein wenig in ihn, als sie sah, mit welcher Inbrunst er sie empfing. Sie war ja wirklich die Frau, die er brauchte und die es ihm ermöglichte, ungehemmt sein Wesen zu entfalten, seine Gaben auszunutzen, seinen Durst nach Erfolg zu stillen. Als Christen von seiner Reise zurückkam, stillglücklich über die Säemaschine, die er wirklich billig gekauft hatte, überfiel ihn das ruhlose Paar mit dem Bekennnisse, daß es untrennlich verbunden sei und daß auf Gottes weiter Welt niemals zwei Menschen so eigens für einander geschaffen seien wie just sie beide. Christen stand

da wie auf den Kopf geschlagen. Aber er war nicht der Mann, der um ein untreues Weibsbild trauert. Er verbiß seinen Schmerz, kehrte in seinen Westen zurück und bearbeitete sein Land nicht minder stät und emsig als früher; nach einigen Jahren hat er dann noch eine liebe und brave Frau gefunden. Xaver und Lina blieben noch eine Weile in Cincinnati und betrieben ihre eigene Vermählung.

Lina war sich durchaus klar darüber, daß sie ein Wagnis unternahm, indem sie sich einem Manne von Xavers Wesensart verband: er konnte sie zur Millionärin machen, aber ebensogut zur Bettlerin. Nun, wie alle gesunden und starken Menschen vertraute sie auf ihr Glück und auf die eigene Tüchtigkeit und sagte sich achselzuckend, man könne alles einmal probieren, den Hals werde es nicht gleich kosten. Sonderbarerweise bot sich dann aber gar keine Gelegenheit, diesen frischen Lebensmut in Anwendung zu bringen, denn Xaver änderte sich von Grund aus, sobald er mit Lina verheiratet war; er fing an, Behagen an einer schönen, geordneten Häuslichkeit zu finden. Zwar machte er im ersten Jahre noch ein Holzgeschäft in Kanada, im zweiten eines in Baumwolle in Carolina, wobei er jedesmal viel gewann; doch verdroß ihn das unwürdige Bagantenleben, das Lina dabei führen mußte, und obgleich sie es mit frohem Herzen tat, so besann er sich doch auf Möglichkeiten, ihr Besseres zu bieten. Er kaufte endlich doch eine Farm in Kansas, jedoch wählte er bedächtig und fand bald ein etwas abgewirtschaftetes, aber groß angelegtes Besitztum, das einem Spanier gehört hatte und das er leicht ertragreich machen wollte. So hatte er die Freude, daß sein erstes Kind schon auf seinem eigenen Boden geboren wurde, und daß er Lina mit aller Bequemlichkeit und allem Behagen umgeben konnte, die ihre junge Mutterschaft verlangte. Es kam dann

später wirklich so, wie er im ersten Uebermut geäußert hatte, daß sie in einem hübschen weißen Reitkleide mit ihm über die Felder ritt, obgleich sie in Haus und Stall keineswegs die Dame spielte, sondern handlich mit angriff und dabei völlig die Bäuerin herauskehrte. Sie war eben in jeder Rolle zu gebrauchen.

Und Babette Schneider?

Diese hatte viele Wochen lang traurig und erstaunt auf einen Brief ihres Verlobten gewartet. Endlich kam einer, der sie fast erschlug. Lina und Xaver schrieben zusammen als bereits Vermählte, erbatene ihre Verzeihung, legten den unerbittlichen Zwang dar, dem ihre Naturen hatten folgen müssen, und beschworen sie, sich dem Geschehenen, als von einer höheren Macht gewollt, zu fügen. Der beliebte Hinweis auf die „höhere Macht“ fand hingegen in Zaug keinerlei Anklang, Babette erzählte im ganzen Dorf laut weinend ihr letztes Gespräch mit Lina und nannte diese unverblümt ein schlechtes Mensch. Es erhob sich nicht eine Stimme im Dorfe, die diesem Urteil widersprochen hätte.

An einem Montage war dieser verhängnisvolle Brief in Zaug eingetroffen, und schon am Mittwoch darauf versammelte sich in der ehrwürdigen Stube mit der geschnitzten Balkendecke der Gemeinderat des Dorfes, der Pfarrer mit dem Kirchenrate und sämtliche Mitglieder der Familien Segesser, Schneider, Ambiehl und Hutter. Und nun wurde nach altem Dorfrecht die Anklage gegen das verräterische Paar erhoben: sie lautete gegen Xaver auf Treulosigkeit, gegen Lina auf Vertrauensbruch. Der alte Landammann Hergiser trat als Ankläger auf, indem er darlegte, wie kein weltliches Gericht diese Sünden richtig bestrafen könne, denn selbst wenn Babette ein gebrochenes Eheversprechen geltend machen wollte, so könne sie höchstens auf eine Abfindung mit Geld rechnen, niemals aber auf eine Genugtuung für ihr tiefgekränktes Gemüt; Xaver hingegen würde selbst eine beträchtliche Geldbuße leicht verschmerzen, und somit hätte dann die Strafe ihren Zweck verfehlt, denn der Schädiger dürfe nicht weniger leiden als der Geschädigte. Es sei nicht angängig, daß jener schon wieder lache und die Folgen seiner schlechten Tat genieße, während sein Opfer noch in Schmerz und Verlassenheit weine. Da nun die Familie Schneider feierlich und verächtlich jede Abfindung mit Geld von sich wies, schlug der Hergiser vor, über das Urteil abzustimmen. Der Pfarrer machte noch einen schwachen Versuch, die Sünder zu verteidigen, weil die Kirche doch gewissermaßen dazu da ist, verlorene Schafe in ihre Hüt zu nehmen; er konnte aber nichts weiter beantragen, als daß er im stillen für das verlorene Paar beten wolle. Dann wurde das Urteil gefällt, das heißt, es wurde über Xaver Hutter und seine Frau Lina, geborene Segesser, in einem Wortlaut, der vierhundert Jahre alt war, der Dorfbann ausgesprochen. Das Ehepaar Hutter war ausgestoßen aus der Dorfgemeinschaft, „so lange, bis Gottes Strafe sich an ihm vollzogen haben würde“. Niemand durfte die Namen Lina oder Xaver Hutter mehr „kennen oder nennen“, niemand schriftliche oder mündliche Botschaft von ihnen empfangen. Etwaige Besitzansprüche der Verurteilten konnten durch das Gericht erhoben werden, doch wäre dabei zu verfahren, als handle es sich um völlig Dorffremde. Da sich alsbald erwies, daß solche Ansprüche im Augenblicke nicht vorlagen, so galt die Verhandlung als geschlossen, das Ge-

meinderecht zweier Dorfkinder als erloschen, ihre Bande zu den nächsten Angehörigen als gelöst. So lange, bis Gottes Strafe sich an ihnen vollzogen haben würde! Die alten Segesser und Xavers verwitwete Mutter weinten bitterlich, als der Spruch verkündet wurde; aber ein Wort der Erwiderung wurde nicht vernommen.

Der Spruch wurde den Ausgestoßenen in einem offiziellen Schreiben des Gemeinderates mitgeteilt. Beide erschrafen sehr, als sie das Schriftstück empfangen, wollten aber voreinander keineswegs bekennen, wie tief sein Inhalt sie getroffen habe. „Bah!“ machte Hutter geringschäßig, „wenn ich Glück habe, so stifte ich zehntausend Franken für ein neues Schulhaus in Zaug; dann werden die gestrengen Herren mich schon wieder gnädig ansehen.“ Und Lina fügte mit gespielter Zornmütigkeit hinzu: „Die alten Esel! Sie glauben doch selbst nicht, daß deine oder meine Mutter sich um diese altmodischen Teufeleien kümmern werden! Das Heimatrecht kann man keinem Menschen nehmen, dafür gibt's Gerichte. Sollst sehen, Xaveri, kein Brief bleibt uns aus!“

Es verging aber tatsächlich ein Monat um den anderen, ohne daß ein einziger Brief aus Zaug in die Hände des Ehepaares gelangt wäre; dafür kamen Xaveris und Linas Briefe vollzählig und pünktlich an sie zurück. Xaver ließ seine Sendungen einschreiben; sie wurden dann offenbar in Zaug richtig angenommen, aber mit neuen Marken versehen und uneröffnet wieder auf die Weltreise geschickt. „Sie lassen es sich noch etwas kosten, diese Dickköpfe!“ rief Xaver wütend; „aber gottlob, sie wissen auf diese Weise wenigstens, daß wir leben, und wir wissen, daß sie es wissen.“ — „Das ist wenig!“ antwortete Lina bedrückt. Nach einigen Monaten versagte auch diese Wirkung, denn eingeschriebene Briefe kamen nicht mehr zurück, wurden auch nicht bestätigt. Xaver ließ durch die Post nachforschen, konnte aber nur erfahren, daß sie richtig abgeliefert worden waren. Was der Empfänger dann mit den Briefen anfange, gehe die Post nichts an. Es war, als ob jedes nach Zaug gerichtete Wort lautlos in einem großen Abgrunde versänke. Jetzt versuchte Xaver es mit Geld; er sandte tausend Franken an seine Mutter; als Antwort erhielt er eine Zustimmung von einer Bank in Chur, das Geld liege da zu seiner Verfügung. Nicht einmal seine Mutter selbst, sondern Hergiser hatte es statt ihrer auf Xavers Namen eingezahlt. „Run“, rief Xaver erboßt, „er hat also doch wenigstens meinen Namen nennen und kennen müssen, der Hund!“ — „Ja?“ sagte Lina nervös, „in Chur!“ Das Wort rief in beider Herzen eine Vorstellung wach, sie sahen das alte Mütterchen, verlegen und schuldbewußt, aber in völligem Schweigen, ernst wie der Tod, den amerikanischen Wertbrief vor den Hergiser hinlegen, sah diesen ihn ebenso schweigend in eine Lade stecken und dann beide auseinandergehen, um nie wieder des Briefes zu gedenken. „Ich will wetten“, sagte er dumpf, „sie weiß nicht einmal, was aus dem Gelde geworden ist.“ Von da an gab Xaver jeden weiteren Versuch auf. Ein so unerbittlicher Gemein Sinn war eine Mauer, höher als der Wall der Alpen, da kam keiner hinüber! Es überwältigte den Xaver, daß es so etwas gab, und mit etwas unsicherer Stimme sagte er zu Lina: sie seien doch tuusfigs Chaibe, die da drüben in der Heimat! — Nur Lina empfand, daß in diesem seltsamen Worte etwas wie tiefe Anbetung lag. —



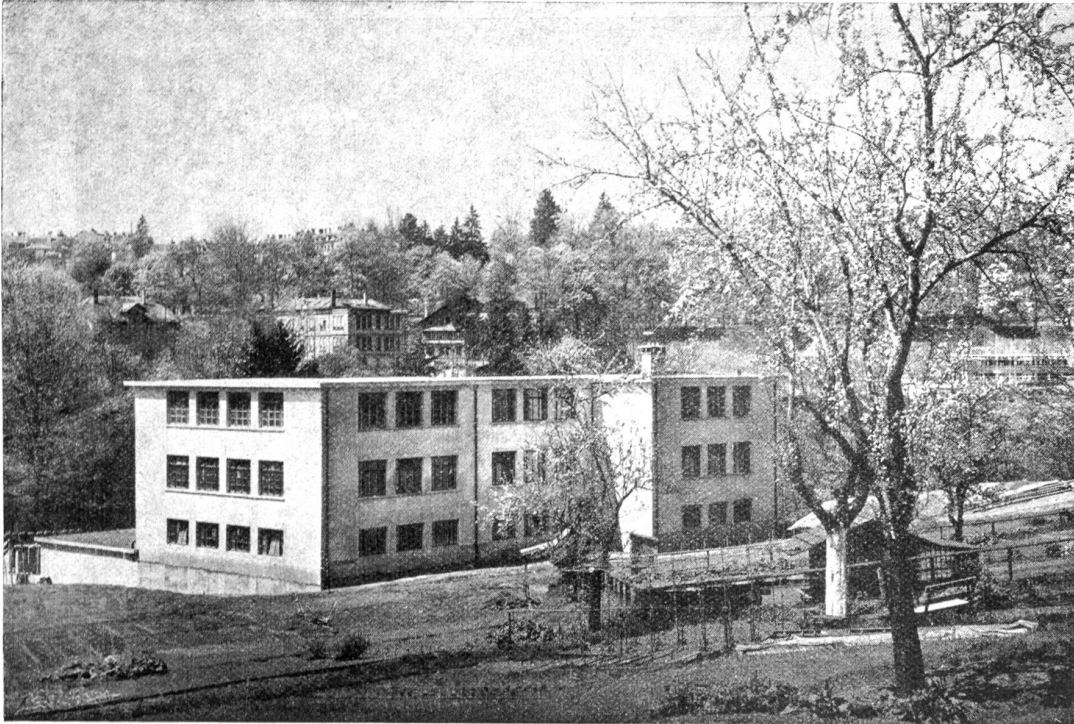
Schmuggler und Gendarm. Nach einem Gemälde von Theodor Kleehaas.

Die Eheleute gaben sich jede erdenkliche Mühe, sich gegenseitig über die Wirkung zu täuschen, die jene ferne und unerschütterliche Maßregel auf sie ausübte; es gelang ihnen nur halb. Lina behauptete zwar bei jeder Gelegenheit, sie brauche die alte Heimat nicht, sie habe ja eine neue, viel schönere, mit noch viel höheren Bergen und mit Seen so groß wie das Meer, aber Xaver sah doch, wie sie oft in Gedanken stand und unfroh den Horizont betrachtete, als suche ihre Sehnsucht einen Weg über ihn weg. Ihm ging es nicht besser. Daß er nichts mehr von seiner Mutter hören sollte, machte ihn eigentümlich ruhelos. Er hatte früher nicht viel nach ihren Briefen gefragt, die ihm einfältig und inhaltslos erschienen hatten; jetzt nahm er ein paar alte hervor, die er zufällig noch besaß, und las sie immer und immer wieder durch. Es war nur ein Glück, daß in dem gemeinsamen Gefühle des Verlassenseins die Herzen des Paares sich in inniger und ausschließlicher Zärtlichkeit gegeneinander aufboten. Jedes fühlte sich schuldig, dem anderen die Heimat geraubt zu haben, und jedes suchte durch unermüdelichen Liebesseifer zu ersetzen, was das andere etwa entbehren mochte. Die Hutterische Ehe, so rasch auf oberflächliches Urteil hin geschlossen, bekam durch das Verhängnis dieser Strafe erst ihre eigentliche Weihe; da sie alles füreinander hingegeben hatten, wollten sie auch alles voneinander empfangen.

Als das erste Kind geboren wurde, ließ Xaver eine Anzeige in mehreren Tages- und Wochenblättern des Rheingaus einrücken. Er empfing dann Glückwünsche von mehreren

Bekanntem aus verschiedenen Orten, aus Zaug aber keine Zeile. Immerhin enthielten diese Glückwunschkbriefe einige Nachrichten, die ihn und Lina nahe betrafen. Der wärmste und ausführlichste Brief kam von der Kreuzwirtin aus Raugaz, die immer große Stücke auf Lina gehalten hatte.

Lina hatte längst daran gedacht, sich der freundlichen Frau als Vermittlerin zu bedienen, aber sie wollte damit warten, bis ihr Leben eine bestimmte, sichere Form bekommen haben würde; man präsentiert nicht gern das Unfertige, werdende. Diese Voraussetzung war nun erfüllt, Hutters saßen behaglich im Eigenen, und der Brief der Kreuzwirtin war obendrein so voll teilnehmender Fragen, daß Lina hocherfreut ganz Zaug dahinter stehen sah, dem die Neugier nun also endlich den Gewissenspanzer gesprengt hatte. Sie schrieb viele Seiten an die Kreuzwirtin, in denen nichts als Frohes und Gutes stand, unterließ auch nicht, die Babette Schneider noch einmal um Verzeihung zu bitten und noch einmal ausführlich darzulegen, wie wenig jene zu dem Leben an Xavers Seite gepakt haben würde; der Brief war in Gedanken weit mehr an die Zauger gerichtet als an die eigentliche Empfängerin. Dazu legte Lina drei schöne Photographien, die sie in all ihrer Pracht zeigten: auf der einen sah sie neben Xaver zu Pferd, schlank und flott wie eine richtige Mantagenfürstin, auf der anderen schmiegte sie sich lässig in eine elegante Limousine, an deren Steuer Xaver saß, und auf der dritten hielt sie ihr kleines Kind im Arm und lächelte beglückt drüber weg. Ein bißchen Schadenfreude konnte sie dabei leider nicht unterdrücken, sie mußte sich



Die neue Lehrhalle unterhalb der Lehrwerkstätten.

sagen, daß sich die Zauger über ihr Wohlergehen ärgern würden, aber sie gönnte es ihnen für ihr engherziges Urteil. Einige Wochen lang lebte sie ordentlich übermütig in dem Gedanken, was der Brief und die Bilder für Eindruck machen würden, zugleich aber bewegt und glücklich vorahnend im Genuß des Augenblickes, wo die Großeltern das erste Enkelchen sehen würden. Jedoch die Antwort der Kreuzwirtin brachte die bitterste Enttäuschung. Die wadere Frau hatte natürlich weit und breit von dem Wohlstand und dem guten Aussehen des versemten Paares gesprochen, aber sie mußte gestehen, daß dabei nicht eine Seele aus Zaug ihr standgehalten habe. Wenn sie eine Zaugerin glaubte ins Garn genommen zu haben, so erhielt sie unfehlbar nach dem ersten Satz die Antwort: „Du weißt, daß wir davon nichts hören dürfen“, oder gar die noch schroffere: „Laß mich in Ruh“, was geht's mich an, was in Amerika geschieht?“ — und vor den Bildern liefen die Leute einfach davon. Sie habe, so schrieb sie, niemals glauben wollen, daß es irgend etwas in der Welt gäbe, das noch stärker sei als Frauenneugier, aber nun müsse sie gestehen, diese Zauger seien wirklich von altem Schweizer Schlage, man könne sie versuchen, wie man wolle, sie fielen nicht ab von einmal gegebenem Worte. An die Babett sei keine Botschaft möglich, die drehe einem kurzweg den Rücken, ehe man noch recht angefangen habe, oder sie fielen in ein entsetzliches Heulen, so daß man lieber gar nicht weiterrede. Zum Trost für diesen unliebsamen Bericht fügte die gute Wirtin dann noch acht Seiten Talneuigkeiten hinzu und unzählige Grüße von Leuten aus Ragaz, Sargans, Maienfeld und wie die Orte alle hießen, die aber der Lina und ihrem Mann völlig gleichgültig waren. Während Lina diesen Brief las, rollten ihr die Tränen aus den Augen, sie schämte sich nicht mehr, sondern bekannte mit zitternder Stimme ihre Sehnsucht nach einem einzigen guten Worte aus dem Heimatdorfe. Kaver

aber sagte zornig: „Vom alten Schweizer Schlage — jawohl! Am Ende sind sie doch auch Christen. Und ich war ja noch ein dummer Bub', wie ich mich mit der Babett versprochen hab'.“ — „Ja“, erwiderte Lina, „aber wir hätten es anders anfangen müssen. So, wie wir's gemacht haben, hätten's wilde Tiere gemacht. Man kann nicht abstreiten, daß die drüben recht haben.“ (Fortf. folgt.)

Wie Wind im Käfige,  
Wie Wasser in dem Siebe,  
Ist guter Rat im Ohr  
Der Torheit und der Liebe.  
R ü d e r t.

## Aus der Gewerbeschule der Stadt Bern.

Die Gewerbeschule der Stadt Bern entwickelt sich immer mehr. Groß waren stetsfort die Klagen über die unzureichenden Räumlichkeiten: das obere Geschöß des Kornhauses reichte schon lange nicht mehr, sodaß die Schüler und Schülerinnen der verschiedenen Abteilungen gezwungen waren, in verschiedenen Schulhäusern, oftmals in weitentlegenen Quartieren, den Unterricht zu besuchen. Dies brachte nicht nur den Schülern, sondern hauptsächlich der Leitung und den Lehrern sehr viele Unannehmlichkeiten.

Mit dem Mieten der ehemaligen Hubacher'schen Lithographie im Weißenbühl wurde der Platzmangel einigermaßen behoben: es konnten doch für die Coiffeur-, die Sezer- und Druckerlehrlinge neue Lokale geschaffen werden. Diese Lokale, von denen die „Berne Woche“ bereits letztes Jahr berichtete, sind seither in ihrer Einrichtung ergänzt worden. Namentlich die Coiffeure haben allerhand Neueinrichtungen erhalten: in der Statistik wird ihr Fach als Haar- und Schönheitspflege bezeichnet.

Seit einiger Zeit ist die neue Lehrhalle unterhalb der Lehrwerkstätten vollendet. Sie ist interessant in doppelter Beziehung. Der Bau wurde größtenteils durch die Maurerlehrlinge selber ausgeführt, selbstverständlicherweise nach dem Plan eines Architekten. Der Bau ist durchaus Zweckbau. Er wurde in armiertem Beton- und Backsteinmauerwerk ausgeführt. Das Untergeschöß enthält einen großen Raum für Zimmerleute und einen Raum für Maurer und Gipser. Im Erdgeschöß befinden sich Zeichnungssäle, sowie ein Raum für Holz- und Marmorale; im ersten Stock sind ein Zeichnungssaal für technisches Zeichnen untergebracht, und ferner ein Raum für Automaler mit Vorraum und Spritzraum, zur praktischen Anwendung moderner Spritzmalerei, sowie ein Raum für die Dekorationsmaler, wobei die eingebauten Gestelle als Übungsflächen dienen.

Eine weitere Neuerung wurde durch einen Experimentiersaal für Elektromonteur geschaffen. Dieser Raum wurde im Schulhaus an der Postgasse 66 eingerichtet. Der hohe, freundliche Raum bietet in gestaffelter Sitzanordnung Platz für 30 Schüler. Die